

Ansprache Dr. Christoph Müllerleile „Was der Erste Weltkrieg für Oberursel bedeutete“, 18. November 2018 in Oberursel (Taunus) am Ehrenmal an der Christuskirche

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

wir stehen hier an einem Ort, an dem sich Oberursel an 224 Männer erinnert, die in den Jahren 1914 bis 1918 in den Krieg zogen und dort für das Vaterland starben. Als sich am 28. Juni 1914 nach der Einweihung der evangelischen Kirche die Türen öffneten und die Gottesdienstbesucher nach draußen strömten, war das Schicksal dieser Soldaten und das von Millionen anderen praktisch besiegelt. Extrablätter verbreiteten die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares in Sarajevo. Wenige Tage später begann der verheerendste Krieg der Neuzeit mit dem industriemäßigen Vernichtungseinsatz von Geschützen, Granaten, Minen, Bomben und Gas. 1.700 meist junge Oberurseler zogen an die Fronten in Frankreich, Belgien, Russland, Polen, Kurland, Estland, Galizien, Serbien, Montenegro, Albanien, Rumänien und Italien. Aus dem damals noch selbstständigen Bommersheim machten sich 323 auf dem Weg zu den Schlachtfeldern; 44 kehrten nie mehr zurück zu ihren Angehörigen, Partnerinnen und Freunden. 31 Oberstedter von 363, die auszogen, starben an der Front, 31 aus Weißkirchen und die gleiche Anzahl aus Stierstadt.

Höher noch als in Oberursel war der Blutzoll in Aldershot, Farnborough, Cove, Epinay-sur-Seine und Oranienbaum.

Anfangs zogen die Soldaten begeistert in den Krieg. Sie waren überzeugt davon, dass sie die Guten seien und die anderen die Aggressoren. So lehrten es die Kaiser und Könige, die Militärs, die politisch Verantwortlichen, die Lehrer in den Schulen, die Medien und oft genug auch die Pastoren von der Kanzel. Die meisten glaubten an ein kurzes Intermezzo, das Weihnachten beendet sein würde.

Als dann schon wenig später die ersten Todesnachrichten eintrafen und die ersten Soldaten aus dem Kampf zurückkamen und in den eilig eingerichteten Lazaretten behandelt wurden, machte sich Beklommenheit breit. In Oberursel wie auch in seinen Partnerstädten. Eine Lazarettbaracke befand sich hier direkt gegenüber von uns im heutigen Lomonossow-Park. Die Männer, die vor wenigen Tagen noch gesund an Leib und Seele und begleitet von Musikkapellen davongezogen waren, kamen von der Front als Krüppel zurück, ohne Gliedmaßen, mit zerschossenen Gesichtern, von posttraumatischen Belastungen zerfressen, manche durch Granatschock zu heftigem Zittern bis an ihr Lebensende verurteilt.

Den Daheimgebliebenen in Oberursel blieb keine Zeit zum Trauern. Die Frauen mussten zu Hause die Rollen der Männer übernehmen, durchreisende Truppen unterbringen und verpflegen, in

Tag- und Nachtschichten in den Fabriken arbeiten, die fast alle auf Kriegsproduktion umgestellt hatten. Sie mussten die tödliche Munition herstellen, die Menschenleben zerstörte und ganze Landstriche ausradierte. Sie mussten als Krankenpflegerinnen das Leid der Verwundeten lindern. Schülerinnen und Schüler halfen beim Ernteeinsatz. Schützenvereine schulten die Buben freiwillig an den Waffen.

Vor dem Krieg war Oberursel eine prosperierende Stadt gewesen, die sich die besten Schulen, ein Elektrizitätswerk und ein Wasserwerk leisten konnte. Zwei Bahnstrecken verbanden Oberursel mit Frankfurt und der weiten Welt.

Nach Kriegsende war es mit Oberursels Wohlstand und dem seiner Nachbargemeinden für Jahrzehnte vorbei. Die Kriegsfolgen kosteten die Stadt mehr als sie aufbringen konnte. Die Soziallasten stiegen sprunghaft. Alles verteuerte sich. Der Wert des Geldes sank dramatisch. Lebensmittel waren rationiert. Die Firmen mussten viele in die Arbeitslosigkeit entlassen, oder sie schlossen gleich ganz. Die Nachbargemeinden Stierstadt, Weißkirchen und Oberstedten waren französisch besetzt und blieben es bis 1926. Fast jedes Haus musste Einquartierungen hinnehmen.

Die ungeklärte Kriegsschuldfrage, die verheerende Wirtschaftslage, das geringe Vertrauen in die neue Demokratie, die daraus resultierende politische Radikalisierung und der mangelnde Wille zur europäischen Aussöhnung bereiteten die nächste Katastrophe, den Zweiten Weltkrieg, vor.

Wir wissen, dass ähnliche Gedenkstätten wie diese hier in Epinay, Lomonossow und Rushmoor stehen und dass dort Gedenktage mit Stolz und Trauer begangen werden. Für uns ist das Wichtigste, dass wir uns als Menschen heute freundschaftlich und vorurteilsfrei begegnen können. Und wir wissen, dass es auch im Ersten Weltkrieg berührende persönliche Begegnungen zwischen den Soldaten gegeben hat, obwohl das streng verboten war. Der Bürgermeister von Verdun hat uns vor wenigen Wochen an die spontanen gemeinsamen Weihnachtsfeiern der Soldaten 1914 an der Front erinnert.

Letzte Woche bei der Gedenkfeier in Oberursel für die Opfer des Holocaust kam ein Mann auf uns zu. Er hatte Tränen in den Augen. Sein Großvater war Soldat im Ersten Weltkrieg in Frankreich. In einer Kampfpause sah er einen französischen Soldaten im Sterben liegen. Er stand ihm in seiner letzten Stunde bei. Dann sagte der französische Soldat zu ihm „Tu es mon ami – Du bist mein Freund“ und schenkte ihm seine Uhr, bevor er die Augen schloss. „Mein Großvater behandelte die Uhr des französischen Kameraden mit größter Ehrfurcht,“ sagte der Mann. „Sie war zeitlebens sein wertvollster Besitz. Jetzt halten wir sie in Ehren. Sie ist für uns ein Vermächtnis des Friedens und der Versöhnung.“